

TAGEBUCH

Christoph Sigrist



Im Januar stand ich oft am Grab auf den Friedenhöfen Zürichs. Natürlich habe ich es gewusst, die Zahlen sprachen für sich. Jeden Tag starben rund hundert Personen in der Schweiz an den Folgen von Covid-19. Am Grab wird keine Zahl genannt, sondern ein Name. Jedes Leben ist einzigartig, keine Todesart tödlicher. Wer am Grab steht, steht im Gegenwind. Die Urne liegt auf der Wiese, Gemeinschaftsgrab. Der Sarg entschwindet mit einem Teppich aus weissen Rosen dem Blick der Angehörigen im Boden. Es wird im Leben verschieden geglaubt – «Erde zu Erde» gilt allen Menschen. An der Volksurne wird mit Volksmehr abgestimmt – am Grab endet jeder Volkswille mit der Herrschaft des Todes. Ich höre mich sagen: «Der Herr ist mein Hirte.» Täusche ich mich? Anders, verändert, gehen wir vom Grab in die Welt mit ihrem Alltag zurück. Beginnt am Grab Gottes Wille mit dem Aufstand des Lebens?

Im Februar wurde ich zu einem Vortrag über diakonische Nutzungen von Kirchenräumen nach Hannover eingeladen. Digital trafen sich gegen 600 Teilnehmende aus ganz Europa. Ich hörte von Kirchen, die in ein Studentenwohnheim oder ein Kolumbarium überführt wurden, einen Aufbewahrungsort für Urnen. Eine liberale jüdische Gemeinde feiert Sabbat in einem evangelischen Gemeindezentrum. Eine liberale muslimische Gemeinde hält das Freitagsgebet in einer stillgelegten Kirche. Nichts Neues unter der Sonne. Ich erinnere mich an die Säule beim Eingang zum Dom in Palermo, wo der Beginn einer Sure aus dem Koran auf Arabisch steht. In Stein gemeisselte Sätze aus den heiligen Schriften können die Menschen nicht

aufhalten, den sakralen Raum auf aktuelle Bedürfnisse und Nöte hin umzunutzen.

Am 10. Februar sanken die Temperaturen stark. In Zürich übernachteten Obdachlose in Notunterkünften, den SWS-Werken Pfarrer Ernst Sieber, und wärmten sich im Café «Yucca» der Stadtmission auf, des diakonischen Werks, das neu Solidara heisst. Sie nächtigen aber auch unter Brücken, im Wald am Zürich- oder Üetliberg. Da ich im Vorstand des ökumenisch getragenen Vereins Solidara bin, helfe ich in einer Nacht aus. Und da sind sie nun, die Menschen, die hier wohnen, aber keine Adresse haben. Sie schlürfen die Suppe, schnarchen auf einer Matte und irren vor der Tür umher. Ich finde es gut, dass kirchliche und städtische Hilfswerke alles unternehmen, dass niemand wegen der Kälte draussen sterben muss. Jeder Mensch wird in seiner Würde respektiert, zu entscheiden, ob er in einer Unterkunft oder im Zelt die Nacht verbringen möchte.

Im März ist Fastenzeit, Passionszeit, so sage ich es als einer, der reformiert in Zürich geboren und aufgewachsen ist. Nach meinen Lehr- und Wanderjahren in der Ostschweiz bin ich seit bald zwanzig Jahren am Grossmünster. In der Zeit vor Ostern besuche ich viele Menschen in Heimen, Spitälern und daheim. Ich sehe, was es heisst, isoliert auf die Enkel zu warten. Voller Wut haut einer auf den Tisch, weil seine Buden, sein Lebenstraum, bachab gingen. Ein alter Mann zeigt mir stolz, wie er gelernt hat, mit seinem Sohn zu zoomen. Eine Frau erklärt, dass jeden Tag jemand von der Spitex kommt, alles liebe Leute. «Besonders schön ist, sie glauben alle anders, und sie kommen aus aller Welt. Die Welt kommt jeden Tag zu mir zu Besuch.»

Vor Karfreitag. Ich sitze in der Küche. Die alte Frau heizt ihren kleinen Ofen jeden Tag. Sie hat auf meinen Besuch gewartet. Sie geht in die Stube und kommt mit einer Hunderternote zurück. «Ich habe wegen Corona nicht so viel gebraucht. Ich lebe von der AHV, das reicht mir. Sie kennen sicher andere, denen es schlechtergeht.» Ich gehe, mein Handy surrt. Eine Mutter mit zwei Kindern schreibt, sie habe kein Geld mehr und auch kein Essen. Sie steht im Prozess, Asyl zu bekommen. Am nächsten Morgen sitzt sie vor mir in der Helferei, und ich gebe ihr die hundert Franken. «Ein Ostergeschenk einer alten Frau. Geh doch an Ostern mit deinen Kindern in den Zoo. Und hier noch Geld für Essen, von vielen Menschen gespendet, um es dir zu geben.»

Ostern. Nach zwei Gottesdiensten mit wunderschöner Musik Johann Sebastian Bachs bin ich erschöpft. Mit Bekannten steige ich auf den Karlsturm des Grossmünsters. Zum letzten Mal nehme ich den Trichter. Während der Karwoche sang ich jeden Abend nach dem Sechs-Uhr-Läuten den Stadtsegen. Ein Betruf, den ich im Alpstein kennengelernt hatte und den ich auf die Stadt umschrieb. Der See glitzert. Bewohnerinnen und Bewohner unseres Dorfs ums Grossmünster, sie warten ein letztes Mal. «Bhüet di Gott, die ganz Wält, all Männsche.» Etwas füllt sich in mir. Nicht mehr «Flasche leer». Nein, erfüllt mit neuer Kraft von oben, steige ich hinunter. Das Handy surrt, jemand sucht meine Hilfe.

Christoph Sigrist ist Pfarrer am Grossmünster in Zürich und lehrt als Titularprofessor für Diakoniewissenschaft an der Universität Bern.